

**Wege in die Zukunft –
Wie lässt sich eine gute Allianz zwischen Feminismus und Pflege schmieden?**
Pflege und Feminismus, Abschlussveranstaltung



v. l. n. r. Dr. Christine Kurmeyer, Dr. Aline Oloff, Dr. Ina Czyborra, Christine Vogler

Am 20. März haben mehr als 30 Teilnehmende im Wenckebach-Krankenhaus die Zukunft der Pflege unter feministischen Gesichtspunkten diskutiert.

Nach einer Begrüßung durch die Gastgeberin Susanne Harff sprach die Senatorin für Wissenschaft, Gesundheit und Pflege, Dr. Ina Czyborra, über die wichtige Rolle von Frauen in der formellen und informellen Pflege. Sie stellte die These auf, dass die Pflege nicht nur als Frauenberuf gesehen würde, sondern auch die Pflege an sich als eine empathische und liebevolle Tätigkeit mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wird. Diese Bilder seien mitverantwortlich dafür, dass Pflegekenntnisse als eine „natürliche“ Veranlagung von Frauen gesehen würden und nicht als ein hochprofessionalisiertes Berufsfeld, welches sowohl körperlich als auch emotional herausfordernd sei.

Eindrücklich zeigte sie geschlechterbezogene Stereotypen anhand eines Vergleichs auf. Während in Stadtreinigungen oft argumentiert würde, dass Frauen durch das Heben von Müllbehältern überfordert seien, gehe niemand davon aus, dass Frauen sich nicht zur Pflege eignen, obwohl in diesem Beruf oft schwerer gehoben werden muss. Laut der Senatorin tragen auch die Medien zu diesen Bildern bei, da sie weiterhin tradierte Geschlechterklischees vermitteln. Dies habe zur Folge, dass dieser Beruf weder die Anerkennung noch die Vergütung bekomme, den er verdient. Diese Diskrepanz und der hohe Frauenanteil in der Pflege tragen daher zum Gender-Pay-Gap, also der unterschiedlichen Vergütung von Männern und Frauen, bei.

Dr. Czyborra endete ihren Vortrag mit einer grundsätzlichen Frage: Was definieren wir gesellschaftlich als Leistung und was sind uns diese Tätigkeiten wert? Berlin rühme sich vielfältig zu sein. Um diesem Bild gerecht zu werden, müsse sich Politik und Gesellschaft aber aktiv für eine feministische Agenda einsetzen, um inklusive Arbeitsumgebungen zu schaffen.

Im Anschluss an den Vortrag der Senatorin vermittelte Dr. Aline Oloff, vom Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU, eine umfassende Analyse zum Verhältnis Frauen, der reproduktiven Arbeit (Care-Arbeit) und Pflege. Frauen seien oft in einer Sandwich-Position, in der sie sich sowohl um die Erziehung von Kindern kümmern als auch die informelle Pflege von älteren Menschen aus dem Familien- und Freund*innenkreis übernehmen würden. Sie seien damit oft zwischen Kita und Pflegeeinrichtung positioniert. In beiden Einrichtungen arbeiten auch formal hauptsächlich Frauen und beide Sparten kämpften mit den gleichen Problemen: Personalmangel und Finanzierung. Diese Engpässe führten dazu, dass sowohl Kinder als auch pflegebedürftige Menschen oft mehr verwahrt als betreut würden.

Obwohl Menschen, die diese Arbeit leisteten, Hochachtung verdienten, verließen viele Menschen diese Berufe aufgrund von schlechten Arbeitsbedingungen. Dr. Oloff erklärte diesen Missstand auch mit kapitalistischen Strukturen. Menschen seien in einem gewinnorientierten System weniger wert, wenn sie noch nicht beziehungsweise nicht mehr produktiv seien. Dies gehe zu Lasten von Kindern und Pflegeempfänger*innen. Für eine Verbesserung dieser Situation brauche es Allianzen und organisiertes Handeln, so Dr. Oloff.

Seit den 1990er Jahren fokussiere die feministische Bewegung sich zunehmend auf Care-Arbeit als Aktionsfeld. Es ging den Feministinnen darum zu vermitteln, dass Pflege Arbeit sei und auch Care-Arbeit davon nicht ausgenommen sei. Diese Sichtweise stand und steht im Widerspruch zu dem seit den 50er Jahren vorherrschenden „Ernährer-Modell“. Der „Ernährer“, ein Mann, übernimmt in diesem System die wirtschaftliche Produktion, während Frauen reproduktive Arbeiten zugewiesen werden. Dieses System verursache große Abhängigkeiten, da Frauen aus Mangel an Bezahlung keine finanzielle Eigenständigkeit erlangen könnten. Obwohl dieses System von vielen als jahrhundertalt gesehen würde, handele es sich um eine neuere Entwicklung. Erst die Industrialisierung und die damit einhergehende Trennung von Produktion und Verbrauch schuf die Basis für dieses Modell, da sie mit einer Trennung von „weiblichen“ und „männlichen“ Tätigkeiten einherging und die Frau so formal zur Arbeitskraft im Heim machte. Frauen wurde im Zuge dessen suggeriert, dass sie einen natürlichen Kinderwunsch hätten und quasi instinktiv die Mutterschaft anstreben würden.

Dieses „Ernährer-Modell“ war aber lange Zeit nur ein Ideal und wurde lediglich von einer kleinen Schicht des urbanen Bürgertums gelebt. Erst in den 1950er Jahren wurde diese Lebensform für viele Menschen Realität. Bereits in den 1970er Jahren verlor es zunehmend an Bedeutung. Die Bilder wirkten aber bis heute und haben Auswirkungen auf Erwerbstätigkeiten. Die Sozialisation und somit das Einüben von binären Rollen habe zur Folge, dass auch Berufe geschlechtsspezifisch getroffen würden. Identifikationsangebote wie Spielzeuge und Vorbilder seien geschlechtsspezifisch. Das Resultat sei, dass Fürsorglichkeit lediglich von Frauen erwartet würde. Auch heute noch würden Frauen oft als Zuverdienerinnen gesehen. Daher machten Männer Karrieresprünge, wenn sie Väter würden, während die Karrieren von Frauen nach der Elternschaft stagnierten oder litten.

Im Kapitalismus seien, laut Dr. Oloff, Geschlechterordnung und Wirtschaftssystem untrennbar. Arbeitskraft solle so günstig wie möglich sein und daher müsse auch die reproduktive Arbeit preiswert sein. Erst seit den 1990er Jahren verändere sich das Verhältnis von Produktion und Wirtschaft. Die Transformation von Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, Deregulierungen,

der Um- bzw. Abbau des Wohlfahrtsstaates, der Rückbau der öffentlichen Daseinsfürsorge und der damit einhergehende Rückzug des Staates aus der Pflege gingen mit diesen Entwicklungen Hand in Hand. Auch Gewerkschaften setzten sich lange nicht für die Pflege ein, da sie klassischerweise auf die Industrie fokussiert waren. Gleichzeitig sind viele Pflegeträger*innen kirchlich und haben somit auch ein anderes Arbeitsrecht. Auch dies erschwere die Organisation von Arbeiter*innen. Außerdem passten Pfllegetätigkeiten nicht richtig zum Kapitalismus, da dieser Gewinnorientierung in den Mittelpunkt stelle aber Pfllegetätigkeiten schwer warenförmig zu organisieren seien. Dies führe, laut Dr. Oloff, auch zu einer Krise der sozialen Reproduktion.

Im anschließenden Gespräch diskutierte die Rednerin mit den zwei Mitinitiatorinnen der Veranstaltungsreihe Dr. Christine Kurmeyer, der Zentralen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Charité, und Christine Vogler, der Präsidentin des deutschen Pfllegerats. Letztere beschrieb eine Situation, in der ein Beruf mit internationalen Standards in Deutschland weiterhin nationale Gepflogenheiten hochhält. Diese deutsche Besonderheit beinhalte, dass Pfllegeausbildung immer eng an die Träger*innen geknüpft war. Während in Berufsschulen auch allgemeinbildende Fächer gelehrt wurden, blieben Pfllege-Auszubildende in der Kultur ihrer Klinik oder Pfllegeeinrichtung verhaftet. Dieser Rahmen würde, laut Vogler, auch die Berufspolitik verhindern. Vogler kritisierte zudem die mangelnde Wertschätzung von Pflleger*innen untereinander. Verschiedene Sparten würden sich teilweise auch gegenseitig abwerten. Die generalistische Ausbildung könne so auch die gemeinsame gesellschaftliche Positionierung erleichtern. Dr. Oloff ergänzte, dass auch die Teilakademisierung der Pfllege einen wichtigen Beitrag zum Weiten des Horizonts der Pfllege leisten würde. Historische Perspektiven seien bei diesen Analysen immer hilfreich, da sie Menschen helfen Dinge nicht als „natürlich“ hinzunehmen, sondern sie als gewachsene- und somit änderbare Strukturen zu erkennen.

Danach diskutieren die Panelistinnen weiter über die Auswirkungen von Akademisierung und betonten, dass Deutschland viel zu lange verpasst habe diesen Schritt zu gehen. Gleichzeitig würde die Zweigleisigkeit von Ausbildung und Studium auch unnötige Gräben aufwerfen. Die Qualifikation der Ausgebildeten sei aber nicht weniger wert, nur weil sie nicht im Studium erworben wurde. Christine Vogler mahnte, dass die benötigte Qualität in der Gesundheitsversorgung nur durch 10-20 Prozent Akademisierung erreicht werden könne. Im Moment seien es aber lediglich zwei Prozent. Mit dieser Quote bräuchte es circa 65 Jahre, um die notwendigen Zahlen von Akademiker*innen zu erreichen. Das liege auch an kaum besetzbaren Professuren.

Am Ende des offiziellen Teils der Veranstaltung diskutierten die Panelistinnen mit dem Publikum Fragen hinsichtlich der Anreize für pflegende Männer. Dr. Kurmeyer sieht auch das tradiertes „Schwesternbild“ als eine Ursache dieser Problematik. Auch strukturell sei die Pfllege unterrepräsentiert. Krisenstäbe würden oft keine Pfllegenden anfragen. Dies habe sich vor allem in der COVID19-Krise bemerkbar gemacht, in der daher wenig auf die Bedarfe von Kindern und Pfllegebedürftigen eingegangen worden sei. Christine Vogler ergänzte, dass der Mangel an strukturierter Vertretung in der Pfllege dafür mitverantwortlich sei. Es gäbe keine Bündelung, keine einheitliche Berufeordnung, wenige wissenschaftliche Grundlagen und wenige Ressourcen, um personell zuzuarbeiten und fragte: Wie vertreten wir uns eigentlich? Dr. Kurmeyer stimmt zu und argumentierte, dass das Virus wichtiger als die Care-Arbeit gewesen sei. Außerdem seien Interessensvertretungen auf Professionen basiert. Die Pfllege würde aber fälschlicherweise nicht in dieser Rolle gesehen werden. Den Grund vermutet sie auch in der Schambehauptung der Pfllege.

Dr. Olof gab zu bedenken, dass selbst im Corona-Kabinett keine Care-relevanten Ministerien am Tisch gesessen hätten. Dies habe nun Folgen für viele Menschen. Sie fragte wie Arbeitgebende nun damit umgehen würden, dass große Gruppen der Gesellschaft nicht an ihrer Karriere arbeiten

konnten, da sie Care-Arbeit übernehmen mussten. Sie stellte sich und dem Publikum auch die Frage, warum es nicht möglich sei, dass die Krankenhausbewegung zusammen mit Kitas streikt. Die Wut, laut Dr. Olof, sei vorhanden, aber die Organisation scheint schwierig. Dieser Mangel an gesellschaftlicher Macht verstärkte sich noch unter migrantisierten Personen, da diese sich in noch größeren Abhängigkeiten befänden und daher noch schwerer zu organisieren seien. Sie geht daher davon aus, dass neue Kolleg*innen sehr gut eingebunden werden müssten, da sie auch eine komplett andere berufliche Sozialisation erfahren hätten.

Christine Vogler sieht auch Förderung durch Forderung als einen notwendigen Schritt. Verpflichtende Weiterbildungen seien nötig, um das Bild der Pflege zu verändern. Außerdem gälte es Fragmentierungen zu vermeiden. Wortmeldungen aus dem Publikum adressierten auch die immer größer werdende soziale Schere, die Wichtigkeit einer Solidargemeinschaft von Frauen und kritisierten, dass die Pflege in den Medien oft durch Männer vertreten würde. Es herrschte Einigkeit, dass ohne die Beseitigung dieser Missstände nicht nur die Menschen in der Pflege leiden würden, sondern auch ein immenser volkswirtschaftlicher Schaden drohe.

